

**Ein Haus voll Glorie schauet? –  
Der Wormser Dom und seine Förderer**

Liebe Freundinnen und Freunde des Wormser  
Dombauvereins,

meine sehr geehrten Damen und Herren,

ich weiß nicht, wie es Ihnen geht – ich mag  
Gesangbuchbildchen. Nicht die mit einer fortlaufenden  
Nummer und der Aufschrift *Osterkommunion*. Die  
dienen vor allem den statistischen Erhebungen der  
kirchlichen Obrigkeit. Ich meine Bildchen, die mich an  
vertraute Personen erinnern, wie man sie manchmal  
bei Jubiläen, meist leider im Requiem erhält.

Eines, das ich besonders mag, ziert eine wunderbare  
barocke Muttergottes mit dem kleinen Jesuskind. Sie  
thront auf einer Wolke und blickt voller Sorge herab  
auf den Dom, die Kirchen und die Häuser der Stadt  
Mainz. Das Bild stammt aus einem Buch, in das im 17.  
Jahrhundert die Namen der Studenten an der dortigen  
Universität eingetragen wurden. Kardinal Lehmann hat  
es zu seinem 80. Geburtstag drucken lassen. Aber es  
sind nicht nur Erinnerungen an meine schon lange  
zurückliegende Mainzer Studienzeit, die mich packen,  
wenn ich das Bild in die Hand nehme: Auf der  
Rückseite zitiert der betagte Kardinal aus Psalm 71:

*Herr, mein Gott, du bist ja meine Zuversicht,  
meine Hoffnung von Jugend an ...*

*Auch wenn ich alt und grau bin,  
Gott, verlass mich nicht,  
damit ich von Deinem machtvollen Arm der Nachwelt  
künde,  
den kommenden Geschlechtern von Deiner Stärke  
und von Deiner Gerechtigkeit, Gott,  
die größer ist als alles.*

Die Verse, die einen gewaltigen Bogen über die ganze Lebenszeit eines alten Menschen spannen, erinnern mich an meine ersten Begegnungen mit dem Wormser Dom.

Es war im Frühjahr 1963. Wenige Wochen zuvor war ich dort zur Erstkommunion gegangen, und nun bereitete ich mich darauf vor, Messdiener zu werden.

Bei allem Respekt vor der heutigen jungen Generation: Das war damals – vor der Liturgiereform des II. Vaticanums – für einen Viertklässler viel schwieriger als heute. Nicht nur, dass Propst Adams sehr streng auf Disziplin achtete. Vor allem galt es, viele Gebetstexte und Antworten in einer völlig unbekanntem und geheimnisvollen Sprache – auf Latein – auswendig zu lernen und in zungenbrecherischem Tempo abzuspielen. Und ich erinnere mich an so manche schweißtreibende Stunde die ich deswegen mit meiner Mutter in der Küche

unserer Wohnung in der Gewerbeschulstraße zubrachte.

Die größten Schwierigkeiten bereitete das ellenlange „Stufengebet“, das jede Messe einleitete. Es begann mit einem Psalmvers (Psalm 42), der das Thema des vorhin zitierten Psalms variiert. Der lateinische Text klingt mir noch heute im Ohr:

*Introibo ad altare Dei – ad Deum, qui laetificat  
iuventutem meam – zum Altare Gottes will ich treten –  
zu Gott, der mich erfreut von Jugend an.*

Der „Altar Gottes“, das war für uns Buben damals konkret der prachtvolle Hochaltar, vor dem wir werktags um 6:30 Uhr und natürlich auch sonntags weitab vom Kirchenvolk jenseits der Kommunionbank unseren Dienst versahen. Und dieser Dienst war der Beginn meiner kirchlichen Sozialisation. Immer mehr Ecken und Winkel des Gebäudes entdeckte ich für mich: Das Grab meines großen Namensvetters im Westchor, das faszinierende große romanische Kreuz, die Grabstätten von Menschen, die mir nahestanden oder mit denen ich mich später wissenschaftlich beschäftigt habe, und nicht zuletzt die Reliefs von Juliana und Daniel, deren Namen meine Kinder tragen.

Daher habe ich mich riesig gefreut, als ich vor 20 Jahren durch einen Brief von Bischof Lehmann erfuhr, dass man die Gründung eines Dombauvereins plane,

denn hier bin ich groß geworden und der Dom benötigt dringend unsere Unterstützung.

Aber sind zwanzig Jahre Dombauverein gegenüber der gewaltigen, mehr als tausendjährigen Geschichte dieses Gotteshauses wirklich ein Grund zum Feiern? Genau genommen ist der Verein schon der vierte Versuch, dem Dom in dieser Form zu Hilfe zu kommen. Die vorangegangenen Versuche muss man wohl als gescheitert ansehen.

Der erste Dombauverein war schon 1856 im Umfeld der Kirchenvorstände der beiden Innenstadtpfarreien Dom und St. Martin entstanden. Die Kirche befand sich damals in einem erbärmlichen Zustand: Die Schäden der Zerstörung durch die französischen Truppen im Jahre 1689 waren noch immer nicht vollständig beseitigt, der Westchor buchstäblich vom Einsturz bedroht. Der aus Bensheim stammende Propst Fehr hatte als Fünfzehnjähriger 1852 neugierig mit einem Nachen den Rhein überquert, um die sagenumwobene frühere Bischofskirche zu besuchen. Jahrzehnte später berichtete er fasziniert und gleichzeitig enttäuscht: *Ich umkreiste den Dom und sah den Westchor, der damals in seiner Zerissenheit den Eindruck eines großen Steinbruches machte.*

Der Verfall ihrer ehemaligen Kathedrale schien den Gründervätern des ersten Dombauvereins doppelt bedenklich, denn ganz in der Nähe plante ein evangelischer „Lutherdenkmalverein“ mit

internationaler Unterstützung die Errichtung eines monumentalen Reformationsdenkmals. Verzweifelt klagte der Vereinsvorstand dem Bischöflichen Ordinariat in Mainz, manche Protestanten hegten wohl die *sanguinische Hoffnung ... , dass der ... Wormser Dom zusammenstürzen könne, wenn ihm vis-à-vis ... in dem auf 160.000 Taler veranschlagten Prachtstandbilde Luthers der ... Protestantismus sich siegreich erheben werde.*

Doch Bischof Ketteler fehlte es ebenfalls an Geld. Dass er bei seiner nächsten Romreise dafür sorgte, dass Dompfarrer Sänger sich künftig mit dem Titel Propst und einer kleidsamen Mozzetta schmücken konnte, half dem Dombauverein nicht aus seiner finanziellen Klemme.

Der Verein war zwischen die Fronten des Kulturkampfs geraten, jener erbitterten Auseinandersetzung zwischen einer von Papst Pius IX. (1846-1848) in Rom autoritär gelenkten Kirche und der modernen säkularen Welt, die sich in Deutschland in der Gestalt einer preußisch-protestantischen Monarchie zeigte. In den Augen mancher ultramontanen Anhänger des Papstes war St. Peter in Worms in diesem Kampf ein Abbild des römischen Petersdoms, ein kirchliches Bollwerk gegen die akatholische Welt. Ihnen erschien die ehemalige Wormser Kathedrale – wie Ludwig Hundhausen, Professor am Mainzer Priesterseminar, über eine Fahrt nach Worms schrieb – in ihrer *hehren Majestät*

*und Pracht ... ein Symbol der Kirche selbst; und es war uns, als ob der alte St. Petersdom jene Worte uns zuriefe, die der Herr einst zu Petrus gesprochen, jene mit unauslöschlichen Buchstaben in die Weltgeschichte eingegrabenen Worte der Verheißung: „... Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen. ... Und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen.“*

Glaubt man dem allerdings nicht ganz unverdächtigen damaligen Bürgermeister Brück, war der Vorstand des Dombauvereins nur noch ein williges Werkzeug in klerikalen Händen. Das aber schnitt den Verein von der finanziellen Unterstützung aller Nichtkatholiken ab. Nach geringen anfänglichen Erfolgen versank er daher in der Bedeutungslosigkeit. Nur der katholische österreichische Kaiser Franz Joseph hatte ihm eine hohe Einzelspende von 5000 Gulden zukommen lassen.

Ein neuer Versuch, dem maroden Dom mit Unterstützung von Laien und Öffentlichkeit zu neuem Glanz zu verhelfen, war mittelfristig mehr Erfolg beschieden. Einige Jahrzehnte später standen die Sterne günstiger: Unter dem neuen kirchenpolitisch versierten Papst Leo XIII. (1878-1903) hatten sich die Stürme des Kulturkampfes gelegt. Die deutschen Katholiken fühlten sich allmählich geborgen im preußisch-protestantischen Kaiserreich. Propst Fehr zelebrierte sogar an Kaisers Geburtstag zu Ehren des Monarchen ein Hochamt für das in Worms stationierte

Regiment 118. Auch in katholischen Kreisen wurden nationalistisch-aggressive Töne gegen das Nachbarvolk im Westen, für das man wegen seiner Konfession wenige Jahre zuvor noch einiges Verständnis aufgebracht hatte, immer lauter.

Als man sich im Frühjahr 1889 in Worms an die schreckliche Verwüstung der Stadt 200 Jahre zuvor erinnerte, fand auch im Dom ein Gedenkgottesdienst statt. Anschaulich soll der Propst in seiner Predigt die Beschädigung seines Doms geschildert haben. Dann endete Fehr mit einem Appell: *Möchte das geeinte Deutschland stets wohlgerüstet seine Grenzen bewachen und jeden Angriff der Feinde mit starker Hand zurückweisen, damit Deutschlands gesegnete Fluren nie mehr von wilden Kriegshorden verwüstet werden, denn der Rhein soll Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze sein.*

Schon einige Jahre zuvor muss Propst Fehr gespürt haben, dass der politische und gesellschaftliche Wandel auch Angehörige anderer Konfessionen die Bedeutung der Wormser Kathedrale wieder neu wahrnehmen ließ. Die wachsende Integration der Katholiken in das neue Kaiserreich und eine damit verbundene Annäherung der Konfessionen sorgte dafür, dass der Dom wieder mehr als Kunstwerk, als Wahrzeichen der Stadt und als Symbol der mittelalterlichen deutschen Geschichte

wahrgenommen wurde. Und Fehr war klug genug, sich diesem Wandel nicht zu verschließen: Am 13. Mai 1884 lud er seinen Kirchenvorstand und *eine Anzahl hiesiger Herren* in sein Pfarrhaus, um mit ihnen wieder ein Dombaukomitee zu gründen. Die Wormser Zeitung kommentierte: Nach dem glorreichen Sieg über Frankreich von 1870/71 sei es nun an der Zeit, den von den Franzosen 1689 so schwer beschädigten Dom *in neuem und prächtigen Glanze als ein Kleinod der Kunst in jeder Beziehung* wiedererstehen zu lassen.

Anders als bei der Gründung des ersten Dombauvereins war Fehrs Gästeschar 1884 konfessionell gemischt: Die Leitung des neuen Dombaukomitees übernahm der Propst persönlich. Zum Vizepräsidenten wählte die Versammlung den protestantischen Bürgermeister Kuchler. Kassierer wurde der katholische Weinhändler Franz Valckenberg, Sekretär der Protestant Julius Schoen, Teilhaber der Tuchfabrik Valckenberg & Schoen. Man achtete diesmal bei der Besetzung der Vorstandsämter auf politische Vernetzung, Finanzkraft und gesellschaftliche Reputation.

Fehr gelang es, über die Konfessionsgrenzen hinweg Menschen für den Dom zu begeistern. Mit der Bestellung des evangelischen Stadtbaumeisters Karl Hofmann als Dombaumeister wurden die Grundlagen für eine der umfassendsten Sanierungsmaßnahmen der deutschen Baugeschichte, die völlige Abtragung



des Westchors und seinen anschließenden Wiederaufbau in den Jahren 1901 bis 1906, gelegt. Der Preis dafür war eine enge Kooperation mit der nationalliberalen wirtschaftlichen und politischen Elite der Stadt. Als der Propst Worms verließ, um einen Platz im Mainzer Domkapitel einzunehmen, schmetterte die Festversammlung auf dem Höhepunkt der Abschiedsfeier im Restaurationssaal des Festhauses das Lied „Deutschland, Deutschland, über alles, über alles in der Welt!“

Die Folgen dieses überheblichen Nationalismus sind uns allen bekannt. Zwar stockten die Renovierungsarbeiten, aber den Ersten Weltkrieg überstand der Dom noch unbeschadet. Den Zweiten Weltkrieg nicht mehr. Am 21. Februar 1945 ging sein Dachstuhl zusammen mit den Häusern der Stadt in Flammen auf.

Bedarf für einen neuen Dombauverein hätte es sicher gegeben. Das Mainzer Bischöfliche Ordinariat konnte und wollte die Kosten für die aufwendige Sanierung des Daches nicht alleine übernehmen und verlangte gebieterisch die Gründung eines Vereins. Der Wormser Kirchenvorstand lehnte ab. Alle Mühen von Propst Gremm fruchteten nicht: Die Menschen in der völlig zerstörten Stadt hatten andere Sorgen. Nach den Erfahrungen der Nazidiktatur ließ sich wohl auch an die enge Kooperation von Kirche und Kommune vor dem Ersten Weltkrieg so leicht nicht wieder anknüpfen.

Und auch der vor 20 Jahren gegründete neue Verein kommt um die Frage nicht herum: Wofür steht für uns heute der Wormser Dom? Denn von der Antwort hängt – wir haben es an seinen Vorgängern gesehen – die Arbeit und die Zukunft des Vereins ab. Als Manifestation kirchlicher Macht taugt er längst nicht mehr. Als kleiner Petersdom am Rhein und Bollwerk des Katholizismus in einer dem Glauben feindlichen Welt hat er ausgedient. Er ist auch kein gen Westen gerichtetes nationales Symbol mittelalterlicher Reichsherrlichkeit.

Was aber dann? – Touristenattraktion und imposante Kulisse großartiger Festspiele und anderer Events?

Ich glaube, der Dombauverein, die Domgemeinde und die Bistumsleitung haben im Laufe der Zeit eine immer deutlichere Antwort auf diese drängende Frage gefunden. Bewusst oder unbewusst orientiert sie sich an dem, was dem alten Kardinal Lehmann an seinem 80. Geburtstag wichtig war:

*Herr, mein Gott, du bist ja meine Zuversicht,  
meine Hoffnung von Jugend an ...*

*Auch wenn ich alt und grau bin,  
Gott, verlass mich nicht,  
damit ich von Deinem machtvollen Arm der Nachwelt  
künde,  
den kommenden Geschlechtern von Deiner Stärke  
und von Deiner Gerechtigkeit, Gott,  
die größer ist als alles.*

Besonders prägnant hat wohl Bischof Kohlgraf in seiner Ansprache zum Jubiläumsgottesdienst im Januar 2018 die Botschaft dieses Domes – gelegen auf der höchsten Erhebung der Stadt, zwischen dem Heiligen Sand der Juden und der evangelischen Dreifaltigkeitskirche – formuliert: „Der Dom ist eine Predigt in Stein“.

Diese Predigt richtet sich an alle, die in den Dom kommen, die dort Stille, Geborgenheit, vielleicht ein Stück Heimat suchen, beileibe nicht nur die Katholiken.

Der Verein hat in den letzten Jahren gut daran getan, alles zu fördern, was die Kernaussagen dieser Predigt deutlich macht. Er hat auch viel dazu beigetragen unter seinen Mitgliedern Gemeinschaft zu stiften. Er hat sich klug von kirchenpolitischen Fragen, die seine Vorgänger das Leben gekostet haben, ferngehalten. Vor allem aber hat er sich – ebenfalls im Gegensatz zu seinen Vorgängern – bei aller Einbindung vor Ort eine gewisse Eigenständigkeit bewahrt. Wozu die Spenden, die er erhält, verwendet werden, bestimmt – natürlich in Abstimmung mit der Gemeinde – der Verein, nicht, wie anderswo, eine kirchliche Institution. Ich denke, diese Freiheit ist dem Dom bisher recht gut bekommen.

Und so wünsche ich unserem noch jungen Verein und allen seinen Mitgliedern noch viele Jahre und dass

Gott ihn und uns nicht verlässt, auch wenn wir einmal  
alt und grau geworden sind.

Burkard Keilmann